

bel's Mann im Monde vergnüglich zugesellt, gewährten von der Bühne herab eine neue Erheiterung. So begegneten sich die Schwesterkünste immer aufs neue im lieblichen Wechseltanz.

Aber die Führerin und Sprecherin dieses Chors blieb die Künstlerin selbst. Das Ganze hatte sich an ihrer Hand gleichsam zu einem kleinen häuslichen Drama geordnet. Das Theater stellte in seiner Scene ein anständig, ja gastlich eingerichtetes Besuchzimmer vor. Zwischen den zwei Hinterthüren erhob sich Schillers sprechende Büste von Dannecker mit einem frischen Lorbeerkranz auf dem Haupte und mit einer dreifachen Stufenreihe duftender Blüthen- und Staudengewächse umschirmt. Dieß die Weihe dieser schönen Stunde! Vorn im Proscenium hingen, den Zuschauern zugekehrt, an den ersten zwei Wandcoullissen Göthe's und Dehlenschlägers Original-Porträts, aus des trefflichen Meisters Gerhard von Kugelgen Kunstwerkstätte heute hieher verpflanzt. Daß dem genialen Dichter von Correggio und von Axel und Walburg die Auszeichnung widerfuhr, heute hier neben Göthe zu glänzen, wird jeder in der Ordnung finden, der sich erinnert, daß Mad. Schirmer als Walburg im letztgenannten Stücke eine seltene Kunstleistung ausführte, und so wohl auch einem Lieb- ling ihren Dank bezahlen durfte. Hier waltete nun während des ganzen Declamatoriums die ordnende Frau, als sei sie der sichtbare Genius dieses Wages. Denn das ist ja in jedem Hause und Zimmer des Hauses die gute Hausfrau. Hier hielt sie von ihrem Manne, es war wirklich auch ihr Gatte Herr Schirmer, angesprochen den ersten, das Ganze gemüthlich einleitenden Zwiesprach, von Theodor Hell, dem wir, nebst vielen wichtigern Aufengaben, schon mehrere dergleichen häusliche Zweigespräche voll Scherz und feiner Laune verdanken, für das heutige Redespiel ausdrücklich gedichtet. Der Mann findet sie in allerlei Büchern herumsuchend und erhält nun nicht ohne komische Verlegenheit das Geständniß, daß sie declamiren wolle. Sein Widerspruch wird durch die triftigsten Gründe widerlegt. Bei den Worten:

wo ein Fürst voll Milde thronet,
dessen Beispiel jedem glänzt,

schlug allen Zuhörern das Herz höher im Busen und der schwer zu Ueberredende ergiebt sich. Nun treten vier Freunde aus dem großen theatralischen Kunstverein, den unser deutsches und italienisches Theater umfaßt, gleichsam wie zum Besuch bei der noch etwas zögernden Künstlerin ein. Sie verneigen sich und bitten um Erlaubniß, einen munteren, Muth und

Frohfinn einflößenden Biergesang anstimmen zu dürfen, nach dessen Beendigung, als sich die Kunstfreunde wieder empolen haben, die Unternehmerin des Redespiels sich nun wirklich so weit ermuthigt fühlt, um eine Fantasie über das Räthsel des Menschenlebens zwischen zwei Wiegen und zwei Welten, den Menschen nach Gubitz, herzusagen. Bei den Schlussworten: er schwebet früh der Heimath zu, und seine Jugend hat er plötzlich wieder, fällt vom Orchester heraus das herrliche Andante von Haydn ein. Die unterdessen im Nachsinnen versenkte, dasitzende Künstlerin ist ja auch Mutter. Sie erinnert sich da plötzlich einer Erzählung, wie eine Mutter am Abend dem Vergnügen nachgehend, ihr Kind, Engelchen mit blondem Haar, einer leichtsinnigen Wärterin überließ, die das Kind mit Gespenstern und Schreckbildern einschüchtert, um sich davon schleichen zu können. Das geängstete Kind verkriecht sich hinter die Thür und wird dort mit endlosem Jammer der zurückkehrenden Mutter zum Tod erstarrt gefunden. Friedrich Kind, dessen vielbesaiteter Lyra stets ein neues Lied, das lieblichste, wie das erschütterndste entquillt, hatte diesen Fall einer immer aufs neue sich wiederholenden Verwahrlosung in einer seiner gelungensten Balladen besungen und sie in der Handschrift unserer Künstlerin mitgetheilt. Ein kleines Drama voll namenlosen Jammers stand in der wahrhaft meisterhaften Recitation der darin selbst aufs tiefste ergriffenen Mutter vor uns. Die Schlusszeile: Kösslein nicht mehr roth, ist erstarrt, ist — todt, drückte besonders durch das, wie ein leiser Hauch des Westes, hinsterbende todt den Stachel des Schmerzes und Mitleids in aller Hörenden Brust. Nichts hätte der Künstlerin so schmeichelhaft seyn können, als die allgemeine Beklommenheit, die diesmal an die Stelle anderer Beifallszeichen trat. Das süße Flötenspiel, was darauf folgte, wirkte besänftigend und entfesselnd für die gelöste, wieder aufathmende Brust.

Jetzt erinnert sich die treue Mutter ihres einzigen, geliebten Sohnes; sie geht an die Thür und ruft ihn. Julius Schirmer, ein holder Knabe, tritt herein. Ein neues häusliches Zweigespräch! Die Mutter deutet ihm, was man im Monde sieht. Es ist der böse Dietrich, der am Sonntag Buchen umhauet und sein Bündel trägt. Wer kennt nicht Hebel's, des Sängers der allemannischen Lieder, Mann im Monde? Es wurde von der Künstlerin mit gemüthvoller Naïvetät vorgetragen. Dazu paßte aber auch der schwäbische Walzer, von 4 Männerstimmen brav